

1)

ach warum immer diese Diminutive?

Ähnlich wie bei der Aufgabe davor, einen Gedichtband von Elke Erb zu rezensieren, lese ich die Aufforderung, mich mit Friederike Mayröckers jüngstem Buch zu beschäftigen, mit gewisser Skepsis. Es wäre kaum angemessen, eine Rezension zum Band einer etablierten Autorin zu verfassen, ohne die vorangegangenen zu kennen bzw. kennen zu wollen; ich glaube nicht, dass meine Rezension auf einem der online-Portale Lyriker auf etwas Unbekanntes aufmerksam machen würde, auch könnte sie kaum etwas an den nächstmöglichen Büchern Mayröckers ändern. Ich spüre ein hilfloses Desinteresse; warum sollte ausgerechnet ich über ausgerechnet Mayröckers Texte schreiben —

Ich kaufe mir das Buch, erinnere mich daran, wie es ist, etwas zu lesen, was ich mir selber nicht aussucht habe, wie im Deutschunterricht früher. Doch frage ich mich, woran das Misstrauen darüber hinaus liegen könnte, das den Kauf eines Buches, und ich gebe gern Geld für Bücher aus, von bestimmt doch literarischer Qualität beschwert. Es liegt wohl einmal am Thema, der Hermeneutik als Methode, literarischen Texten nahekommen, die eine Ehrfurcht gegenüber dem Autor voraussetzt. Sie lässt sich schwer vereinbaren mit einer Betrachtung des Textes an sich, seiner Gemachtheit, strukturellen Beschaffenheit und intertextuellen Verwobenheit (wohl unter Berücksichtigung von dem, was man als historische Semantik oder, formalistisch, benachbarte sozialgeschichtliche Reihen bezeichnen mag). Stets bleibt da ein Wort des Autors im Hintergrund, der sein Werk zwar nicht zwingend besser als alle späteren Lesergenerationen verstanden haben muss, aber doch die erste, ernstzunehmende Instanz bleibt. Die Hermeneutik als literaturwissenschaftlicher Ansatz, der von den Entwicklungen formalistischer und (post-)strukturalistischer Theorie des letzten Jahrhunderts längst überholt ist, klammert sich an ein altertümliches Relikt, schreibt dem Autor ein Mitspracherecht zu, gegen das ich mich überzeugt wehre.

Als zweite Schwierigkeit stellt sich das Buch selbst heraus, das aus fortlaufenden, penibel datierten, orthografisch eigenwillig gesetzten Assoziationsketten (wie *immer wieder – abermals – Abraham* bis hin zum *Café Griensteidl*, das nun *Café Klimt* heißt) besteht, die sich zu Motiven wie *Vögel, Hasen* und *Schädelchen* verdichten, aber kaum Rücksicht auf mich als Leser zu nehmen scheinen. Ich weiß nicht, wie ich mit einem Ich an *Greisin*, nicht etwa als Nebenfigur in einem Roman, sondern als einzigen Fixpunkt des lyrischen Erzählens umgehen soll. Beim Lesen von Mayröckers Buch werde ich mit Alter und Alterstod konfrontiert, denen ich in der Auswahl meiner Lektüren bislang recht erfolgreich ausgewichen bin. Das vor sich hin sprechende bzw. schreibende Ich schläft am Tag *während Briefschreiben* ein und wacht bei Nacht, *die verdammt lang und voll Unbehagen*, protokolliert die Uhrzeiten und verknüpft seinen erwarteten Tod mit dem Tod seiner Mutter und mit der eigenen Geburt:

[...] es kommt mir vor dasz ich mich an die Stunde meiner Geburt erinnern kann den Anblick meiner schönen jg. Mutter sowie an die Ausrufe der Hebamme «Engelgotteskind»: es war ein

Nachmittag im Winter '24 wie kann es sein dasz ich mich erinnere dasz mein Vater sagte ich sei ein häszlicher Nachkomme weil ich von gelber Farbe.

Im *Krankenhausgarten, auf den Stufen zum Kardiologen, im Therapiezimmer der Psychotherapeutin, im Krankenzimmer* tun sich phantastische Bilder, mit Leinen gegürtete Schwalben, Arme ausstreckende Plamen auf. Poetische Sprache kommt in pragmatischsten Kontexten, in der Rede eines Patienten zum Arzt etwa, auf nicht humorlose Weise zur Geltung, auch fallen entfernteste Zeitebenen zusammen:

zur Augenweide = im Krankenhaus die Augenärztin hiesz Dr. Freude – ich verliesz sie mit den Worten Freude schöner Götterfunken was sie mir ETWA übernahm usw., [...]

[...]

Meinem Doktor schreibe ich «du Seele! böse-Geister-Vertreiber! fühltest du alle Ängste Zerrissenheiten deiner Patienten wärest du *selber in bälde*. Gebückt und gebüsch ein Büschel v. Lamentationen, etc.,»

[...]

Ärztin spottete ein wenig ich meine spottete ein wenig: [...] mochte es nicht dasz sie Tannenbaum sagte statt Christbaum : dieser trug silberne Tränen statt Silberschmuck. Es kam mir vor dasz der Christbaum schon ein Jahr, nämlich seit dem vergangenen Weihnachtsfest, *also zu Kriegszeiten?*

[...]

so profund habe dich als Schwalbe über der Moldau gesehen lieber Doktor, hier die Knochen hier die Knospen meiner Fuszabdrücke aus welchen ich nicht ablesen kann OB GEBROCHEN?

Einer Unmenge an Wörtern wird ihr ästhetisches Potential bestätigt (*frage mich warum sollte das Wort WAAGE kein poetisches Wort sein warum sollte das Wort TUMOR kein poetisches Wort sein*), sie werden auf der Basis lautlicher Verwandtschaft wie persönlicher lebens- und kunstgeschichtlicher Assoziationen miteinander verbunden, beinahe *ohne ihren* (denotativen) *Sinn zu entfalten*. Es kommen kinderbuchartige Zeichnungen etwa von Löwenfüßen dazu, die Wörtern ihre klaren außersprachlichen Referenzen nehmen und den Charakter eines freien Redeflusses verstärken, den der Leser als eine Art Psychoanalytiker zu ordnen und zu strukturieren versucht.

Allerlei Hitchcocksche Vögel an Schwalben, Amseln, Raben, Sperlingen, Krähen, Kehlchen, Bleivögeln, Singvögeln, Paradiesvögeln, ob ausgestopft, gezeichnet, erinnert oder gesehen, finden sich in den tagebuchartig geführten Texten. Sie klopfen, verstecken sich, schreien, sperren ihre Schnäbel auf, fliegen gegen Fensterscheiben und schmelzen dahin, werden vom Ich als alter ego besetzt bzw. entworfen:

dieser Vogel am Dach Vogel mit weiszer Brust (Träne im Aug), aufgesperrt Schnabel schrie er ich habe Durst!

[Zeichnung des Vogels]

hilfe es dürstet mich: mein Durst so grosz wie ein König kein Regen auf der Erde, so grosze Sehnsucht auf der Erde,

Wenngleich die *Vögel* teils geläufige Metaphern (frei gewordene Menschen, Seelen von Verstorbenen etwa) weiterführen, verkommen sie nicht zu Kitsch; es bleibt der Anspruch, die Ästhetik eines Wortes innerhalb des Textrahmens neu setzen zu können:

Mama malte mir einen göttlichen Papagei in mein Schulheft damals vielleicht nur um ihre Liebe zur Malerei, ich meine, zu offenbaren, die Farben wie Blut überschwemmten alles, wie Botero!, eine Schar v. Papagei, ich sagte es sei nicht der Vogel gemeint, sondern *das Wort!*, [...]

Parallel zu Vögeln, die sich vielfältig und wild durch die Texte ziehen, sieht sich das Ich durch erinnerte Landschaften mit verstorbenen Menschen gehen, mit dem *Krankenstock* zum *Wanderstab*. Auf die Feststellung eine Ärztin hin, *schreiben werden Sie länger können als lesen*, bleibt der tröstende Gedanke, anstatt Augen Flügel zu entwickeln: *vielleicht sei das Fliegen ja schöner als das Lesen?* Am Ende, in Vertretung des schwindenden, erblindenden Ichs, bleibt ein Vogel da:

auf dem Küchenboden, wollte mit dir, feine Amsel, zu Tisch sitzen weil sonst niemand da, willst mir vorlesen = vorsingen dasz ich dahinschmelze, ich im Staubmantel = stabat mater, in solcher Andacht,

[...]

Kaum ist es möglich, die dichten, nach und nach ihre eigene Logik entwickelnden Texte an einem Tag am Stück zu lesen, sie fordern Geduld und Anstrengung ab.

Der Klappentext, der bestätigen will, dass es sich bei diesem Buch trotz des *hochbetagten Alter[s]* Mayröckers selbst um eine junge Dichtung handelt, illustriert geradezu die Hemmung, etwas als alt zu bezeichnen. Die sich unverhüllt als *Debütantin des Todes* inszenierende Erzählstimme, reich an Jahren, Büchern, Erinnerungen, Krankheiten, soll mit diesem textexternen Verweis rechtfertigt und für weiterhin jung geltend erklärt werden — ein paradoxer Umstand, der meinem anfänglichen Unbehagen vor dem Buch entspricht. Dabei besteht gerade in dieser offenen poetischen Aufwertung von Alter als einer eigenständigen Kategorie, die nicht rechtfertigt zu werden braucht, der Reiz an Mayröckers Band.

2)

Das Gedicht, trotz Celan, überzeugt mich nicht.

3)

archaeopteryx

jeder schwarmgeist lebt. sehr gerne
auch in einem abgeschirmten zimmer.
astrodeixis, sterneneiweiß:
diese nacht zieht den betrachter an und
weist ihn ab. sein schritt ins freie
führt wohl erst zum stein und dann zum samen.
will er schon zum acker gehen?
erst erneutes sprechen schöpft ihn. doch das
stummsein lässt sich nicht mehr über-
winden, es ist seine neue erde,
es ist seine rede, es beschirmt ihn,
zeitgleich paravent und parapluie.
er spürt kaum noch, wenn er sich bewegt, den
stein in seinen händen dreht, den
finger auf die schauvitrine legt, wie
er paraptisch sich verliert in
lakteszente röntgenstrahlen; und im
fels regt sich die alte schwinge,
abgeblendet, abgewendet. schon schwebt
sie vorbei, voraus, voran und
er ihr nach im zickzack durch das zimmer.
doch nach draußen kommt er nicht mehr.
er umhegt hier nichts, er wird behütet:
deuten, starren, staunen, gehen.

aus:

Friedrich, Matthias. kleine thanatoiden. SuKuLTuR. Berlin 2016, S. 6.